

# PRESS REVIEW

---

Daniel Barenboim Stiftung  
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Friday, April 9, 2021



West-Eastern  
**Divan Orchestra**



**BARENBOIM-SAID**  
AKADEMIE



**PIERRE BOULEZ**  
SAAL

---

Süddeutsche Zeitung  
**Streit um neuen Lockdown**

Frankfurter Allgemeine Zeitung  
**Musikfestivals werden abgesagt**

Der Tagesspiegel  
**Händel-Festspiele in Halle erneut abgesagt**

Berliner Zeitung  
**Deutsches Historisches Museum öffnet wieder**

Berliner Morgenpost  
**Solo-Cellist Felix Nickel spielt im Sinfoniekonzert der Komischen Oper. Er spricht über Kurzarbeit, Streams und Sehnsüchte**

Der Tagesspiegel  
**Albrecht Mayer, Mitglied der Berliner Philharmoniker, ist ein international gefragter Solist und Festivalmacher – derzeit ohne Auftritte. Immerhin bringt er jetzt ein Album heraus**

Rbb Inforadio  
**Unterwegs auf einer musikalischen Reise. Am 8. April war das Philharmonische Orchester live zu erleben- mit einer musikalischen Tour**

Frankfurter Allgemeine Zeitung  
**Rassismuvorwürfe und Machtmissbrauch erschüttern die Theater. Der Streit ist heftig, die Suche nach neuen Formen des Miteinanders mühsam**

Süddeutsche Zeitung  
**Am Teatro Real in Madrid ist Covid-19 ausgebrochen**

## Streit um neuen Lockdown

Kanzlerin Merkel plädiert für deutschlandweite Einschränkungen, vor allem SPD-geführte Länder sind dagegen. Auch über mehr Kompetenzen für den Bund in der Corona-Politik gibt es Diskussionen

VON PETER BURGHARDT, NICO FRIED, BORIS HERRMANN, ANGELIKA SLAVIK

**Berlin/Hamburg** – Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) und die Ministerpräsidenten der Länder kommen in der Diskussion um die künftige Corona-Politik nicht voran. Deshalb wird es immer wahrscheinlicher, dass die ursprünglich für kommenden Montag geplante Ministerpräsidentenkonferenz mit Merkel um einige Tage verschoben wird, wie der Süddeutschen Zeitung von verschiedenen Seiten bestätigt wurde. Nachdem Merkel sowie die Regierungschefs von Nordrhein-Westfalen und Bayern, Armin Laschet (CDU) und Markus Söder (CSU), zuletzt für einen kurzen und harten Lockdown plädiert hatten, kam am Donnerstag Widerstand unter anderem aus SPD-geführten Ländern. Strittig ist auch, inwieweit eine Vereinheitlichung der Regeln durch das Infektionsschutzgesetz gewährleistet werden könnte.

Die Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, Malu Dreyer (SPD), sprach sich gegen Forderungen nach einem neuen Lockdown und bundeseinheitliche Regelungen aus. „Wir brauchen nicht neue Beschlüsse“, sagt sie mit Blick auf die nächste Bund-Länder-Konferenz. Es reiche, die vorhandenen Beschlüsse umzusetzen. „Wir haben alle Instrumente an der Hand.“

Zuvor hatte schon Dreyers Parteifreund, der niedersächsische Regierungschef Stephan Weil, bisherige Überlegungen zu einem neuen Lockdown als zu wenig konkret kritisiert. „Ich sehe wirklich mit großer Sorge, dass hier einfach ein Begriff in die Runde geworfen wurde, und kein Mensch weiß im Ernst, was damit gemeint ist“, sagte Weil im ZDF. Auch er plädierte dafür, die geltenden Regeln anzuwenden. „Ich glaube, dass eine stetige und verlässliche Politik derzeit viel mehr nutzt, als wenn wir jetzt wieder in diesen kurzatmigen Aktionismus verfallen, den wir vor Ostern hatten“, sagte Weil.

Umstritten ist auch eine Erweiterung des Infektionsschutzgesetzes, um mehr bundesweite Einheitlichkeit bei den Regelungen festzuschreiben. Merkel dringt nach Informationen der SZ vor allem darauf, die sogenannte Notbremse in das Gesetz aufzunehmen. Demnach würden in ganz Deutschland für Einschränkungen des öffentlichen Lebens dieselben Inzidenzwerte gelten. Auch Bundesgesundheitsminister Jens Spahn ließ Sympathien für ein einheitliches Vorgehen erkennen. Unter den SPD-geführten Ländern gibt es allerdings die Befürchtung, dass weitere Maßnahmen in das Gesetz aufgenommen werden sollen, etwa seit Wochen umstrittene Ausgangsbeschränkungen.

Die Unionsfraktion will dem Bund über das Infektionsschutzgesetz mehr Kompetenzen geben. Die Initiative geht vom stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden Johann Wadephul sowie den Abgeordneten Norbert Röttgen und Yvonne Magwas aus. Bis Donnerstagnachmittag hatten sich ihnen nach SZ-Informationen gut 50 Mitglieder der Fraktion angeschlossen. Die Schwäche des Infektionsschutzgesetzes bestehe derzeit darin, dass nur die Länder entscheiden könnten, von seinen Instrumenten Gebrauch zu machen, heißt es in der Gesetzesinitiative. Die Abgeordneten fordern, dass neben den Ländern auch die Bundesregierung zum Erlass von Rechtsverordnungen ermächtigt wird, und begründen das mit dem Scheitern des Formats der Ministerpräsidentenkonferenzen (MPK).

Von einer Entmachtung der Länder könne keine Rede sein, heißt es aus der Unionsfraktion, diese könnten schließlich im Bundesrat Einspruch erheben. Röttgen sagte: „Wir wollen den Ländern nichts wegnehmen.“ Es sei aber von Anfang an ein Konstruktionsfehler gewesen, dass die Bundesregierung

nicht handeln könne. „Nach dem Scheitern der MPK ist es erst recht nicht mehr tragbar, dass der Bund keine Möglichkeit hat, die Ziele des Gesetzes einheitlich zu verwirklichen“, so Röttgen.

Aus dem Hamburger Senat des Ersten Bürgermeisters Peter Tschentscher (SPD) ist von einem Sprecher zu hören, dass Hamburg bereits weit strengere Regeln als NRW habe und somit zeige, welche Maßnahmen man für erforderlich halte. In der Hansestadt gilt unter anderem eine nächtliche Ausgangsbeschränkung, die Notbremse wurde dort bereits vor Wochen gezogen.

Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Daniel Günther (CDU) kündigte am Mittwoch trotz der Debatte um die Verschärfung eine Öffnung der Außengastronomie in allen Kreisen und kreisfreien Städten an, in denen die Sieben-Tage-Inzidenz unter 100 liegt. Schleswig-Holstein bewege sich im verabredeten Rahmen, so Günther. Er könne Forderungen aus Bayern angesichts dort dramatisch höherer Zahlen verstehen. „Aber es wäre ja ein Irrsinn, wenn, bloß weil der bayerische Ministerpräsident in seinen Landkreisen riesig hohe Zahlen hat, wir jetzt den Bürgerinnen und Bürgern im Kreis Plön oder in Nordfriesland mit einer Inzidenz von 15 erklären sollen, dass auch hier jetzt harte Schritte ergriffen werden müssen.“

## Musikfestivals werden abgesagt

Allem Anschein nach zieht ein weiterer Sommer unseres Missvergnügens herauf. Nach den Schwetzingen Festspielen des SWR und den Musikfestspielen Potsdam Sanssouci werden jetzt zwei weitere Festivals abgesagt. Die ersten Konzerte der Schubertiade in Hohenems vom 28. April bis zum 2. Mai müssen ausfallen. Unklar ist, ob die Konzerte von Ende Mai und Ende Juni werden stattfinden können. Auch die Durchführung der Internationalen Händel-Festspiele in Halle sei in der dafür geplanten Zeit vom 28. Mai bis zum 13. Juni aufgrund der pandemischen Lage nicht möglich, teilten die Organisatoren am Donnerstag mit. Damit fällt das Musikfestival zum zweiten Mal in Folge ersatzlos aus. Eine Verschiebung in den Spätsommer sei nicht vorgesehen. Das Rheingau Musik Festival bleibt unterdessen zuversichtlich und geht eine Kooperation mit der Kronberg Academy ein. Am letzten Juliwochenende soll das Chamber Orchestra of Europe bei einem Streichergipfel sechs Konzerte mit zehn hochbegabten Akademisten geben. jbm.

Freitag, 09.04.2021, Tagesspiegel / Kultur

## NACHRICHTEN

### **Händel-Festspiele in Halle**

erneut abgesagt

Zum zweiten Mal in Folge fallen die Händel-Festspiele 2021 in Halle aus. „Die Absage trifft uns emotional und finanziell schwer, ist aber unumgänglich und alternativlos,“ so der Direktor der Stiftung Händel-Haus und Intendant der Händel-Festspiele, Clemens Birnbaum. Eine Verschiebung in den Spätsommer oder die Durchführung kleiner Händel-Festspiele ist ebenfalls nicht in Sicht – „denn zu häufig haben wir im vergangenen und in diesem Jahr schon Veranstaltungen neu geplant und verschoben, die wir später erneut verschieben und schließlich dennoch absagen mussten.“ KNA

### **Warnung vor dauerhaften Pandemie-Folgen für junge Musiker**

Die deutschen Musikhochschulen und der Deutsche Musikrat warnen vor dauerhaften Folgen der Corona-Pandemie für junge Musiker. Die Qualität der Ausbildung leide massiv, hieß es in einer gemeinsamen Mitteilung. So seien Schlüsselerfahrungen wie gemeinsames Proben, Projektarbeit und Auftritte vor Publikum für Studierende kaum möglich. Von den zuständigen Bildungsministern der Länder fordern die beiden Institutionen mehr Unterstützung für eine Wiederaufnahme des Präsenzbetriebs an Musikhochschulen. Unabdingbar seien unbürokratische finanzielle Hilfen. KNA

Freitag, 09. April 2021, Berliner Zeitung /

## Deutsches Historisches Museum öffnet wieder

Museumsbesucher müssen in Berlin mittlerweile einen negativen Coronatest vorlegen. Darauf stellt sich nun auch das Deutsche Historische Museum (DHM) Unter den Linden ein. Nach einer mehrtägigen Pause soll der Pei-Bau an diesem Freitag wieder öffnen. Die Öffnungszeiten werden nach hinten verschoben, auf 10 bis 20 Uhr. „Das veränderte Besuchsfenster soll es den Museumsgästen ermöglichen, vor dem Ausstellungsbesuch einen Schnelltest in einem Testzentrum wahrzunehmen“, teilte das Museum am Donnerstag mit. Gezeigt wird zurzeit unter anderem die Ausstellung „Von Luther zu Twitter. Medien und politische Öffentlichkeit“, sie ist nur noch bis Sonntag zu sehen. (dpa)

## „Homeoffice ist für uns unrealistisch“

Solo-Cellist Felix Nickel spielt im Sinfoniekonzert der Komischen Oper. Er spricht über Kurzarbeit, Streams und Sehnsüchte

Von Volker Blech

Die Komische Oper meldet sich mit einem Livestream des Orchesters aus einer längeren Stille zurück. Der Amerikaner James Gaffigan dirigiert am heutigen Freitag (20 Uhr) Werke von Anton Webern, Friedrich Gulda und Wolfgang Amadeus Mozart. Solist in Guldas Konzert für Violoncello und Blasorchester wird Felix Nickel sein. „Es ist charmant, mal wieder seine Kollegen zu treffen“, sagt der Solo-Cellist. „Das Orchester ist hochmotiviert, auch wenn keine Zuhörer im Saal dabei sind. Nach einem Jahr mal wieder auf der Bühne stehen zu dürfen, das ist schön, aber auch ungewohnt.“ Nickel präsentiert sich mit einem Stück, das er vorher noch nie im Konzert gespielt hatte, vor seinen eigenen Kollegen und natürlich vor den Kameras.



Sehnt sich nach Konzerten und Publikum: Solo-Cellist Felix Nickel im Foyer in der Komischen Oper.  
**Maurizio Gambarini**



Es ist erstaunlich, aber in unserem Gespräch fallen nicht einmal Worte wie Corona, Pandemie oder Lockdown. Obwohl es die ganze Zeit auch darum geht. Denn die Orchestermusiker sind seit Oktober weitgehend lahmgelegt, das Opernhaus ist geschlossen und die Musiker sind in Kurzarbeit, aus der sie, wie jetzt fürs Sinfoniekonzert, zeitweilig zurückgeholt werden. „Es fühlt sich insgesamt bitter an, weil wir nicht das machen können, wofür wir brennen“, sagt der 44-jährige Musiker: „Wir haben gegenüber den Freischaffenden den Luxus, dass wir keine wirtschaftliche Not haben. Wir bekommen das Kurzarbeitergeld. Insofern haben wir kein Recht, uns zu beklagen. Trotzdem fühlt man sich leer.“

### **Die Musiker fühlen sich durch die täglichen Tests sicher**

Die Maximalbesetzung ist im Stream bei Mozarts Jupiter-Sinfonie mit 35 Musikern erreicht. „Die Abstände lassen es nicht anders zu. Es ist ungewohnt, weil man sich schlechter hört. Man sitzt weiter auseinander und hat größere Schwierigkeiten, die Kollegen zu hören, weil alles später ankommt. Das Opernhaus ist auch kein richtiger Konzertsaal, es musste sich am Anfang wieder einiges einrücken.“ Es gelten immer noch die strengen Regeln, nach denen die Streicher 1,5 Meter und die Bläser zwei Meter auseinander sitzen müssen. „Wir sind natürlich alle keine Virologen. Und niemand weiß letztlich genau, wann und wie die Übertragung passiert“, so Nickel: „Einzelne Kollegen werden wohl wegen erhöhtem Schutzbedarf mit Maske spielen.“ Aber im Großen und Ganzen fühle man sich durch die täglichen Tests sicher. Gemeint sind die Corona-Tests.

Dieser Tage hat die Komische Oper leider auch Vorstellungen bis Ende Mai abgesagt. „Jede neue Absage ist wieder ein kleiner Schlag in die Magengrube“, sagt der Solo-Cellist. „Mein Gefühl sagt mir, dass wir nicht die ersten sein werden, wenn die Öffnungsszenarien umgesetzt werden. Ich hoffe, dass im Mai die zwei Vorstellungen vom „Zigeuner‘baron‘ stattfinden können. Ich habe gelegentlich schon Zweifel, ob wir in dieser Saison überhaupt noch spielen werden. Aber vielleicht werden wir positiv überrascht.“ Eine Anmerkung: An die verwirrend-modernisierte Schreibweise des Titels der Strauß-Operette aus dem Jahr 1885 muss man sich erst gewöhnen, aber sie ist heute politisch korrekter.

Felix Nickel ist gebürtiger Hamburger, der in seiner Geburtsstadt, in Aachen und Boston studiert hat. Von 2000 bis 2008 war er Cellist des mit Preisen gekrönten Kuss Quartetts. Seit 2009 ist er Solo-Cellist im Orchester der Komischen Oper. Den Wechsel bezeichnet er als einen richtigen Schritt. „Es war immer mein Traum, im Quartett zu spielen. Das habe ich acht Jahre lang auf hohem professionellem Niveau gemacht. Aber irgendwann habe ich gemerkt, dass diese Art zu leben nicht meine ist. Es geht um das ständig Auf-Reisen-Sein und das Wirken in einem kleinen, sehr intensiven Kosmos. Ich wollte irgendwann nicht mehr die Koffer packen, sondern zu Hause bleiben.“

Schnell hat der Cellist bemerkt, dass die Arbeit im großen Orchester dem Quartettspiel viel ähnlicher ist, als viele glauben. „Man muss immer aufeinander hören“, sagt Nickel. Bleibt noch hinzuzufügen, dass er mit seiner Frau, die Solo-Oboistin an der Komischen Oper ist, und dem Sohn in Kreuzberg lebt.

### **Guldas Cellokonzert ist voller Action und unempfindlicher**

„Ich bin gezwungen worden, wieder richtig zu üben“, sagt der Solist fröhlich. „Im Lockdown ist es schon oft schwierig, die Motivation aufrechtzuerhalten. Es gibt Phasen, in denen man frustriert ist. Man übt ein Stück, weiß aber nicht wofür. Man muss den inneren Schweinehund überwinden.“ Aber das Gulda-Konzert sei ein Stück, das wahnsinnig viel Spaß mache. „Es ist völlig anders als die Cellokonzerte, die ich sonst spiele. Es ist voller Action und nicht so empfindlich wie ein Haydn- oder Schumann-Konzert, allein schon dadurch, dass das Cello verstärkt wird. Man kann sich einfach reinstürzen.“

Es werde untereinander viel über die Zukunft diskutiert, sagt der Musiker. „Man hat für die Umstände viel Verständnis, auch wenn nicht vieles optimal läuft. Ich spüre die Sehnsucht, wieder vor einem vollen Haus spielen zu können.“ Denn klar ist, sagt der Orchestermusiker, „Homeoffice ist für uns unrealistisch.“ Andererseits glaubt er, dass das Streaming künftig nicht weniger wird. „Darüber hinaus wird sicherlich weniger auf Tournee gegangen. Vor allem auch, weil es eine Zeit lang vermutlich nicht mehr zu finanzieren ist.“

Stream am 9. April um 20 Uhr auf [www.komische-oper-berlin.de](http://www.komische-oper-berlin.de)

Freitag, 09.04.2021, Tagesspiegel / Kultur

## Was hätte wohl Mozart getan?

Albrecht Mayer, Mitglied der Berliner Philharmoniker, ist ein international gefragter Solist und Festivalmacher – derzeit ohne Auftritte. Immerhin bringt er jetzt ein Album heraus

Von Frederik Hanssen



© Chr. Köstlin

Ja, geh, ist das nicht Herr Mozart? Nein, es ist Albrecht Mayer, der vor dem Potsdamer Marmorpalais Verkleiden spielt.

Gerade einmal 61 Takte umfasst das Manuskript von Mozarts Oboenkonzert. Die Orchesterleitung und den ersten Einsatz der Solostimme hat der Komponist 1778 notiert – und dann aus ungeklärten Gründen die Arbeit an dem Werk abgebrochen. Diese kargen Fakten mögen der Wissenschaft genügen, ein leidenschaftlicher Musiker wie Albrecht Mayer aber kann sich damit nicht abfinden, dass es nur diesen Stummel eines Oboenkonzerts aus der Feder des größten Musikgenies aller Zeiten gibt.

Drei Mal schon hat der Solo-Oboist der Berliner Philharmoniker darum eine Rekonstruktion in Auftrag gegeben, hat heutige Komponisten dazu überredet, aus dem Fragment zumindest den Kopfsatz des Konzerts zu entwickeln. Drei Mal aber war das Ergebnis für ihn nicht zufriedenstellend. Enjott Schneider ließ sich von dem Fragment zu einem modernen Stück inspirieren, die beiden anderen, auf historische Authentizität bedachten Versuche gerieten „einfach nicht oboistisch“ genug, wie Albrecht Mayer im Telefoninterview erklärt: Sie waren dem Holzblasinstrument nicht auf den Leib geschrieben. So, wie Mozart das ge-

konnt hätte. „Er war ja mit zwei der bedeutendsten Oboisten seiner Zeit befreundet“, erklärt Mayer, „darum kannte er sich sehr gut aus mit den Möglichkeiten des Instruments.“

Doch die Sache ließ ihm keine Ruhe, gerade weil das Fragment „so überirdisch schön“ ist. „Letzten Endes habe ich mich entschieden, mich selbst intensiv einzubringen in die Rekonstruktion und habe mich dann mit dem Schweizer Komponisten Gotthard Odermatt darangesetzt.“ Anderthalb Jahre dauerte die Tüftelei an dem elfminütigen Opus – und tatsächlich ist auf Albrecht Mayers neuem Album jetzt ein „Allegro für Oboe und Orchester“ zu hören, das absolut authentisch nach Mozart klingt. „Dafür haben wir die gesamte musikalische Topografie dieser Zeit ‚verdaut‘, alles Instrumentale und alles, was in F-Dur geschrieben worden ist“, sagt Albrecht Mayer. Eine Fleißarbeit, die sich gelohnt hat.

Nur zu gerne hätte der 55-Jährige die frohe Botschaft von der Geburt dieses virtuosen Gedankenkindes jetzt live in die Welt hinausgetragen. Doch die dafür geplante Tournee durch zehn wichtige Konzertsäle musste coronabedingt abgesagt werden. Dass es allerdings im vergangenen Sommer überhaupt zu den Aufnahmesitzungen für das CD-Projekt mit der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen kommen konnte, in einer Dorfkirche vor den Toren der Hansestadt, war ja schon ein Glücksfall in diesen Zeiten.

Seit frühen Jugendtagen begleitet die Musik Mozarts Albrecht Mayer, die Motette „Ave verum corpus“ beispielsweise sang er schon als Knabe im Bamberger Domchor. Doch erst jetzt, fast ein halbes Jahrhundert später, fühlt er sich als Künstler und Mensch reif genug, um die Gefühlstiefe ausdrücken zu können, die er in den Kompositionen spürt. Und tatsächlich spendet das Album dem Zuhörer puren Seelentrost. Neben dem rekonstruierten Oboenkonzert spielt Mayer darauf zusammen mit dem Pianisten Vital Julian Frey auch eine Bearbeitung des Doppelkonzertes für Flöte und Harfe für sein Instrument und Cembalo sowie eine Oboen-Fassung des Geigen-Rondos KV 373. Wie nahe der Philharmoniker-Solist auf seinem Instrument dem Klang der menschlichen Stimme kommen kann, zeigt er außer mit „Ave verum corpus“ auch noch mit seinen wortlosen Versionen zweier Konzertarien sowie der Motetten „Exultate jubilate“: grandiose Musik, berührend auf der Oboe gesungen.

Gewidmet hat Albrecht Mayer das Album übrigens seiner Tochter Laura, die gerade sieben Jahre alt geworden ist: „Ich gehöre zu den Vätern, die über ihr Kind sagen: Natürlich ist sie in einem bestimmten Bereich sehr begabt.“ Und zwar am Klavier: „Sie improvisiert bereits seit drei Jahren, spielt zusammenhängende Musik mit Akkorden und Melodie. Das macht mir große Freude.“

Und sogar einen Mozart-Vergleich wagt er: Denn schließlich sei ja auch das Wolferl in einem Künstlerhaushalt aufgewachsen, wurde „täglich von der musikalischen Präsenz seines Vaters begleitet“. Wobei der Oboist gleich eine Relativierung nachschiebt, was den Ehrgeiz angeht: „Wir sind aber weit davon entfernt, Eislaufeltern zu sein! Mehrere Stunden pro Tag mit einem kleinen Kind arbeiten, das hat für mich zu viel von Qual.“ Und auch Leopold Mozarts Taktik, maximalen finanziellen Profit aus den Talenten seines Nachwuchses zu schlagen, liegt Albrecht Mayer und seiner Frau fern.

Die Elternschaft aber hat offensichtlich eine verspielte Seite in dem Philharmoniker wachgekitzelt. Auf den Fotos, die fürs CD-Booklet in Potsdam entstanden sind, präsentiert

er sich unter anderem in barocker Aufmachung, mit Kniebundhosen und Spitzenjabot. Was zusammen mit dem stark geschminkten Gesicht nach italienischer commedia dell'arte aussieht. Rock, Weste und Schnallenschuhe hatte er sich für das Shooting extra beim „Theaterkunst“-Kostümverleih in Wilmersdorf besorgt. Dass ihm im Neuen Garten vor dem Marmorpalais dann gleich mehrere Spaziergänger tatsächlich als Mozart ansprachen, hat ihn verblüfft: „Obwohl ich ja kein Schild umgehängt hatte, auf dem stand, wen ich darstelle.“

Weil Albrecht Mayer bei seiner Karriereplanung mittlerweile dreigleisig fährt – neben seiner Philharmoniker-Position und seinen internationalen Aktivitäten als Solist leitet er seit 2016 auch noch die „Musikwoche Hitzacker“ – musste er die vielen Auswirkungen der Pandemie auf das Berufsleben am eigenen Leib erfahren. Dass er als staatlich angestellter Virtuose ein festes Monatseinkommen hat, weiß er als „riesiges Privileg“ zu schätzen. Zwar sind ihm durch die Absage fast aller solistischen Auftritte zwei Drittel seiner Einnahmen weggebrochen, doch er hat von freiberuflichen Musikerinnen und Musikern gehört, die schon Instrumente verkaufen mussten, um über die Runden zu kommen.

Beim Frühjahrsfestival im beschaulichen Wendland fiel vor einem Jahr ein Teil des bereits laufenden Programms dem ersten Lockdown zum Opfer, für 2021 hat Albrecht Mayer schon diverse organisatorische Umplanungsrunden hinter sich – und außerdem den Termin der „Musikwoche Hitzacker“ bereits nach hinten verschoben, auf Ende April, Anfang Mai.

„Wenn man uns allerdings erneut kurzfristig sagen sollte: Ihr könnt die Konzerte nicht live machen!“, betont er, „dann bringt das so ein kleines Festival nicht nur zum Schlingern, sondern dann bedeutet es sein endgültiges Aus.“

Das Album erscheint am heutigen Freitag beim Label Deutsche Grammophon.

Fr 09.04.2021 | 06:55 | Kultur

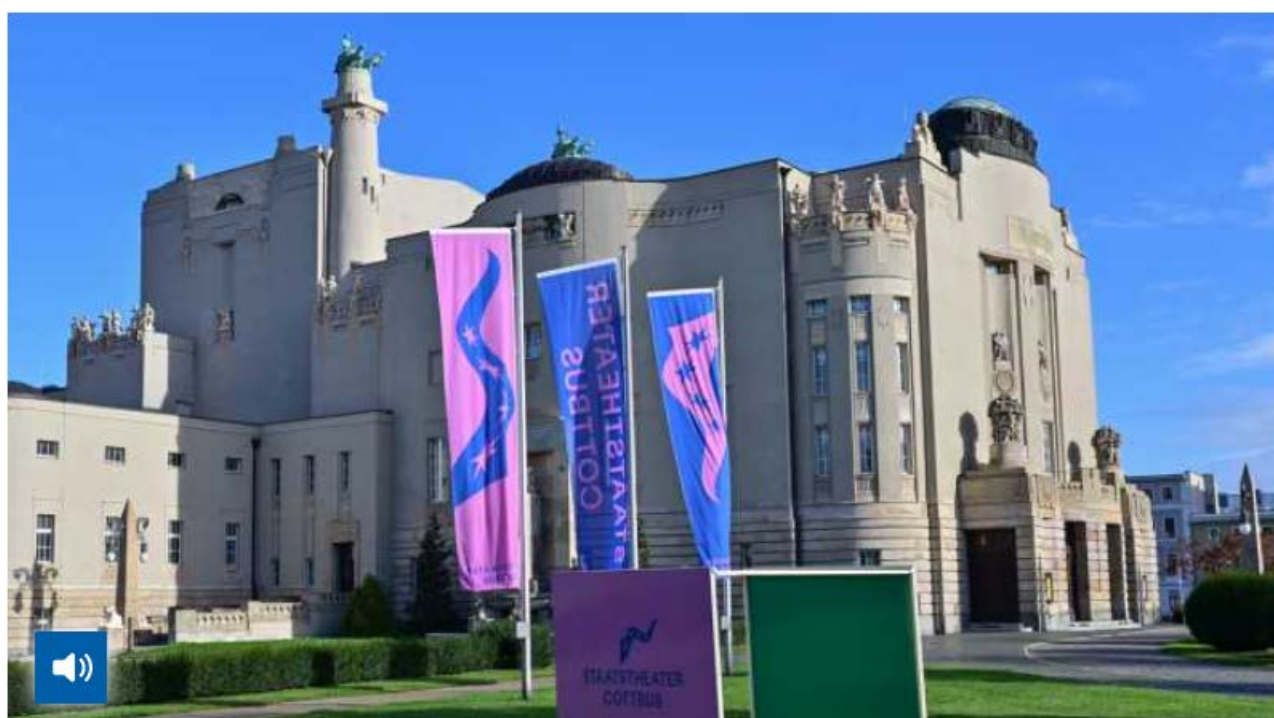
## Unterwegs auf einer musikalischen Reise

**Auch am Cottbusser Staatstheater heißt es Corona bedingt zur Zeit: Kein Zutritt für Publikum. Aber gespielt wird trotzdem und dann gestreamt. Am 8. April war das Philharmonische Orchester live zu erleben - mit einer musikalischen Tour. Von *Barbara Wiegand***

Stand vom 09.04.2021

### ***Beitrag hören***

---



# In den Schützengräben der Verletzbarkeit

**Fiktive Welten, reale Probleme: Rassismusvorwürfe und Machtmissbrauch erschüttern die Theater. Der Streit ist heftig, die Suche nach neuen Formen des Miteinanders mühsam. Von Bernd Stegemann**

Das Düsseldorfer Schauspielhaus ist jüngst durch Rassismusvorwürfe ins Gerede gekommen. Das hat Anlass zu zahlreichen Presseerklärungen und Interviews gegeben. Was ist also geschehen? Ein junger Mann wird von der Salzburger Schauspielschule ins Ensemble des Düsseldorfer Schauspielhauses engagiert. Ron Iyamu beginnt als „Actor of Colour“ an einem berühmten Theater seine Laufbahn als professioneller Schauspieler. Zuerst spielt er im Ensemble der Jugendsparte, dann im Ensemble des Staatstheaters, wo er jedoch bald unglücklich ist.

Im seinem ersten Jahr wird er dort in einer Inszenierung von „Dantons Tod“, Georg Büchners Drama über die Französische Revolution, besetzt. Der Regisseur ist Armin Petras, der lange Intendant des Berliner Maxim Gorki Theaters und zuletzt Intendant des Stuttgarter Staatstheaters war. Ich habe einmal als Dramaturg mit ihm zusammengearbeitet und ihn als einen energiegeladenen, menschenfreundlichen und politisch engagierten Regisseur und Autor erlebt.

In der Düsseldorfer Inszenierung kam seine Arbeitsweise bei dem jungen Kollegen nicht gut an. Zwei Vorfälle sind es, die Ron Iyamu besonders verstörten und schließlich zu der aktuellen Aufregung geführt haben. Zum einen hat Petras ihn während der Proben wohl mehrfach „Sklave“ genannt. Da er in der Rolle des haitianischen Sklaven Toussaint Louverture besetzt war, der zu den Anführern des berühmten Sklavenaufstands in Haiti zählte, ist das keine ungewöhnliche Ansprache bei Proben. Die Schauspieler, die den Hamlet, die Narren oder Tyrannen spielen, werden oft mit ihren Rollennamen gerufen. Teils im Spaß, teils in der Eile und eigentlich nie in böser Absicht. Beim „Sklaven“ könnte man das anders sehen.

Der zweite Vorfall klingt schon gefährlicher. Ron Iyamu berichtet, dass nach einer Probe, bei der Filmszenen für die Inszenierung gedreht wurden, ein Schauspielerkollege ihm ein Messer an seinen Hosenschlitz gehalten und gefragt habe, wann man nun dem Kollegen „N-Wort die Eier abschneiden“ würde. Gedreht wurden zuvor Folterszenen, in denen Ron Iyamu einen Henker gespielt hat. Die rüde Frage ist offensichtlich eine Verlängerung der Folterszenen in den Zwischenbereich von Probe und Pause.

Man kann das geschmacklos finden und sich als Kollege diese Grenzüberschreitung verbitten. Man könnte aber ebenso im Spiel bleiben und darauf schauspielerisch reagieren. Iyamu selbst sprach zunächst, nämlich gegenüber der „Rheinischen Post“ im Juni letzten Jahres, von einem Vorfall, der über den Rahmen von Alltagsrassismus und den damit verbundenen „Mikroaggressionen“ hinausging.

Beide Vorfälle erschüttern derzeit das Düsseldorfer Schauspielhaus und zeitigen ernsthafte Folgen. Der Schauspieler mit dem Messer hat Folgeaufträge verloren, Armin Petras sind Inszenierungen abgesagt worden, unter anderem an der ebenfalls krisengeschüttelten Volksbühne, und auch der Stuhl des Düsseldorfer Intendanten Wilfried Schulz soll wackeln. Die bisher letzte Wendung ist ein offener Brief, den 22 schwarze Theatermacher unterzeichnet haben. Darin lehnen sie es ab, eine geplante Inszenierung an einem Theater zu realisieren, an dem sie durch „institutionellen Rassismus retraumatisiert“ würden. Stattdessen fordern sie, dass ihnen die gesamten Gagen der nicht stattfindenden Produktion ausbezahlt werden und sie außerdem mindestens vier Jahre lang jährlich 600000 bis 800000 Euro erhalten, um ein eigenes Theater zu gründen.

Wie konnte der Skandal um die beiden Probenvorkommnisse so eskalieren? In der Soziologie gibt es das Phänomen des „Concept Creep“. Damit ist gemeint, dass Begriffe in der alltäglichen Verwendung immer weiter ausgedehnt werden können. Beim Vorwurf des Rassismus passiert diese Überdehnung zurzeit im Eiltempo. Inzwischen kann jedes Verhalten der weißen Mehrheitsgesellschaft als rassistisch gelten, wenn ein Mitglied einer Opfergruppe sich davon gekränkt fühlt. Der „Concept Creep“ von Rassismus heißt nun „struktureller Rassismus“, und gegen den soll eine ebenfalls neue Anti-rassismusemethode aus den Vereinigten Staaten helfen.

Der neue „race-consciousness“ Antirassismus geht davon aus, dass sich die eigene Gruppe als besondere Identität behaupten muss, um die Gruppeninteressen wirkungsvoll durchzusetzen. Nur wenn die eigene Identität als Migrant, „Person of Colour“ oder sexuelle Minderheit zur Opferidentität erhöht wird, bekommen die Forderungen an „die“ Gesellschaft genügend Nachdruck. Man spaltet sich also kategorisch von der Mehrheitsgesellschaft ab, um dann über den gerade ausgehobenen Graben hinweg die Grenze zu beklagen, die zwischen den weißen Menschen und der eigenen Gruppe verläuft.

Wer sich in die Position des Ausgeschlossenen gebracht hat, für den besteht die ganze Welt nur noch aus einer Kette von Ausgrenzungen und Kränkungen. Denn indem die eigene Identität zur Besonderheit erklärt wird, werden alle anderen zu einer Gefahr, von denen Retraumatisierungen ausgehen. Die Folgen des rassebewussten Antirassismus und des strukturellen Rassismus bestehen darin, dass es inzwischen nicht nur eine Überdehnung von Begriffen gibt, sondern auch der Gefühle. Wer als Hammer auf die Welt schaut, sieht überall Nägel, wer sich als Opfer feindseliger Menschen sieht, findet überall Kränkungen.



Bei den Kränkungen, die Ron Iyamu aufzählt, ist die Lage noch einmal komplizierter, da sie im Kontext von Theaterproben stattfanden. Hier treffen Künstler aufeinander, deren Talent darin besteht, sich auf fiktionale Welten einlassen zu können. Je angstfreier sich ein Schauspieler seiner Figur und ihren Ausnahmeständen nähert, desto komplexer wird sein Spiel.

Und hiermit kommt man zu dem eigentlichen, tabuisierten Kern des Rassismusevents. Schaut man sich das Bewerbungsvideo von Ron Iyamu an, das die Salzburger Schauspielschule von ihm gedreht hat, so sieht man einen unsicheren jungen Mann, der im schauspielerischen Ausdruck blockiert ist. Wollte man es handwerklich beschreiben, so steht er beim Spielen neben sich und schaut auf sein eigenes Tun. Jeder Schauspielanfänger kennt die Not, wenn er eine Bühne betritt. Das Angeschautwerden führt dazu, dass man sich selbst auch von außen sieht. Diesen Kontrollblick zu verlieren ist Aufgabe der Schauspielausbildung und eine wesentliche Eigenschaft des professionellen Schauspielers.

Als Dramaturg, der seit dreißig Jahren Theaterproben beobachtet, weiß ich, was bei Proben alles passieren kann. Man sieht etwa nicht nur die Handlungen in der fiktiven Anordnung, sondern man sieht auch, wie diese gemacht werden. Wenn ein Schauspieler sich in diese Distanz bringt und damit selbst aus dem Spiel nimmt, so wird er unter Umständen verstörende Erfahrungen machen. Die erfahreneren Kollegen, Regisseure und auch Dramaturgen können hier helfen, um den eigenen Weg in diese fremde und bizarre Welt zu finden. Sie können aber auch das Gegenteil tun, vielleicht ohne böse Absicht, und dem jungen Kollegen das Gefühl vermitteln, er habe noch viel zu lernen, gehöre noch lange nicht dazu.

Ron Iyamu hat diese Mühen offenbar abgebrochen und sich stattdessen immer öfter in den Selbstschutz der empörten Kränkung begeben. Und ich kann ihn darin gut verstehen. Wer mit seiner Alltagsempfindlichkeit auf eine Theaterprobe schaut, der kommt aus dem Staunen oft nicht heraus.

Seit einigen Jahren entsteht darum im Theater und in den Schauspielschulen eine Diskussion, ob diese Enthemmungen und Entgrenzungen notwendig sind oder ob sie als Übergriffe zu kritisieren wären. Ich beteilige mich schon lange an der Suche, wie die eingeübten Verhaltensweisen im Theater verändert werden können. Doch der Weg ist steinig. Denn die Hierarchien im Theater sind nicht nur rigide, sondern sie laden durch die besondere Arbeitsweise des Theaters auch zur Willkür ein. Die „künstlerischen Gründe“ sind weder rational noch immer plausibel, aber sie sind die letzte Instanz, und die liegt bei der Regie beziehungsweise bei der Theaterleitung. Wenn hier Menschen arbeiten, die mit der Verantwortung unverantwortlich umgehen, so gibt ihnen die feudale Struktur zu viel Macht.

In meinem Theaterverständnis unterscheide ich zwischen den alltäglichen Betriebsabläufen, bei denen ein respektvoller Umgang normal sein sollte, und den Freiräumen der Probe. Macht man die korrekte Umgangsweise des Alltags zur

Regel der Kunst und will sie auch im Probenraum einklagen, so ist es nicht mehr weit, bis aus der Theaterprobe ein Verwaltungsvorgang geworden ist. Damit verteidige ich nicht die schlechte Tradition der Regietyrannen, sondern stelle im Gegenteil eine schwierige Frage: Wie kann die Freiheit der Künstler gewährleistet werden, ohne dass Einzelne diese Freiheit für ihren persönlichen Vorteil missbrauchen?

Die Theateraufführung und die Theaterprobe sind eine Ausnahme in der Realität. Wenn für sie die gleichen Umgangsformen gelten wie im Alltag, dann entsteht nur noch Theater, das so langweilig ist wie der Alltag. Es gilt, die Balance zwischen einer Kritik am Missbrauch der Entgrenzung und einer lebendigen Verteidigung des Schutzraums Theater zu finden. Dies gehört im Moment zu den größten Herausforderungen der Schauspielkunst. Weil ich um die Gefahren weiß, auf der einen oder anderen Seite abzurutschen, finde ich die einfache und selbstgerechte Art falsch, mit der Ron Iyamu und die 22 Briefunterzeichner ihre schlechten Erfahrungen zu einem Generalangriff auf das Theater machen. Ihr Fehlschluss entsteht dadurch, dass sie den geschützten Raum der Probe in einen „Safe Space“ verwandeln wollen, der den Alltagsempfindlichkeiten unterworfen ist.

Die Mitarbeiter des Düsseldorfer Schauspielhauses nehmen die Vorwürfe ernst. Das zeigen die beiden öffentlichen Antworten des Hauses. Die Leitung verspricht eine lückenlose Aufklärung und will ihre Umgangsformen weiter kritisch prüfen, das Schauspielensemble drückt sein aufrichtiges Bedauern aus. Ohne ein Mindestmaß an Dialogbereitschaft sind solche Konflikte weder zu lösen noch zu vermeiden. Doch bei den 22 Briefunterzeichnern hat man den Eindruck, dass sie sich von einem feindseligen Konflikt mit der Mehrheitsgesellschaft mehr Nutzen erhoffen als vom Dialog. Die Dynamik, mit der sich die Rassismuskonflikte gegenüber dem Düsseldorfer Theater entwickelt haben, erscheint deshalb als exemplarisch, geradezu als Wegscheide: Wollen die Beteiligten die gesellschaftlichen Gräben vertiefen, weil sie sich davon Vorteile versprechen? Oder ist ihr Glaube an das Theater noch so stark, dass sie es schaffen, die Konflikte unserer Gegenwart auf die Bühne zu heben?

Der Autor ist Dramaturg am Berliner Ensemble und Professor für Theatergeschichte

und Dramaturgie an der Hochschule für

Schauspielkunst Ernst Busch.

## Die Show geht weiter

### Am Teatro Real in Madrid ist Covid-19 ausgebrochen

Am Madrider Teatro Real gibt es mehrere Fälle von Covid-Erkrankungen. 24 Infizierte verzeichneten die Behörden seit dem 15. März am wichtigsten Opernhaus des Landes, die meisten von ihnen nahmen an den laufenden Proben für „Peter Grimes“ teil. Erst vor wenigen Tagen wurde die Premiere auf den 19. April verschoben – wegen Einreiseproblemen britischer Sänger aufgrund des Brexit, hieß es zunächst. Inzwischen aber ist klar: Es mussten Proben ausfallen, weil mehrere Mitglieder des Ensembles positiv auf das Coronavirus getestet wurden.

„Es handelt sich nicht um einen Cluster innerhalb unseres Hauses“, sagt Joan Matabosch, der künstlerische Direktor des Teatro Real, zur SZ. Die Sänger und Mitarbeiter hätten sich außerhalb des Theaters angesteckt, ihre Infektionen seien nur deshalb aufgefallen, weil dort regelmäßig Tests durchgeführt würden. „Das Teatro Real ist nicht auf dem Mond, es gab in jeder Produktion seit der Wiedereröffnung im Mai einzelne Covid-Fälle“, sagt Matabosch. „Aber es gab keinen einzigen Ausbruch hier.“

Das Teatro Real ist europaweit das einzige große Opernhaus, das nach einem kurzen Lockdown im Frühjahr 2020 wieder Abend für Abend vor 1000 Zuschauern Oper spielt. Es gibt ein Hygienekonzept, das sowohl Publikum als auch Künstler und Mitarbeiter schützen soll. Das Theater baute seine Lüftungsanlage um, installierte desinfizierende UV-Licht-Lampen und probt seither in verkleinerten Gruppen und mit Masken.

„Peter Grimes“ von Benjamin Britten ist indes eine besondere Herausforderung: Hier ist der Chor mit seinen 52 Sängern der eigentliche Protagonist. Man sei, so Matabosch, in größere Probenräume ausgewichen. Man wisse um die Risiken und minimiere sie. Er hält die Aufregung über den Ausbruch für übertrieben. Das Theater habe allein in dieser Woche mehr als 250 Tests durchgeführt, alle negativ. „Derzeit ist noch ein Mitarbeiter mit positivem Testergebnis in Quarantäne“, so Matabosch. Alle Infizierten wiesen nur leichte oder keine Symptome auf.

Von den regionalen Behörden in Madrid heißt es, der Ausbruch sei unter Kontrolle, eine Schließung des Theaters nicht notwendig. Für das Teatro Real ist der Imageschaden dennoch beträchtlich. Das Haus ist auf das Vertrauen des Publikums angewiesen, eine längere Schließung würde es kaum überleben, nur 24 Prozent seines Budgets kommen aus öffentlicher Hand. Karin Janker